

Der deutsche Wald ist heute ein betriebsamer Ort und eine echte Bürgersache.
In einem Forst bei Neuruppin kann man exemplarisch sehen, wie sich
Natur und Privateigentum gegenseitig fördern

Im Buchenhaus

20.Juni 2010, Gerd Held

Die Sonne lacht an diesem Frühlingsmorgen und blinzelt durch das hellgrüne Dach der Baumkronen. Ein majestätisches Rauschen füllt den Wald wie eine große Halle. Ab und zu klingt ein Geräusch von Ferne an und verstärkt das Gefühl, hier in einer anderen Welt zu sein. Die Stämme stehen wie Säulen einer langen Zeit und blicken herab auf die kurzen Nutzungen der umliegenden Äcker. Das Laub raschelt unter unseren Füßen, über unseren Köpfen zwitschert es - wir sind nur mindere Gäste in einem vornehmen Schloss. In diesem Winter war der Wald über Monate unter Schnee und Eis erstarrt, jetzt ist er in frischer Bewegung ausgebrochen. Der Boden hat wieder seine feuchten Gerüche, in den Stämmen ahnt man das Saugen der Säfte. Die Stille ist voller Aktivität, für einen Moment halten wir inne...

Da rumpelt, ganz in unserer Nähe, ein schwerer Dieselmotor los. Ein Traktor mit großen Greifern bewegt sich zwischen den Bäumen. Das Führerhaus ist leer. Ein Waldarbeiter steht ein paar Meter entfernt und hat eine Fernbedienung in der Hand. „Der Holzeinschlag ist die Mutter des Waldbaus“, sagt Enno Rosenthal, der Vorsitzende der örtlichen Forstbetriebsgemeinschaft. Für ihn ist der Wald ein Ort mit viel Arbeit. Wir sind im „Buchenhaus“. So heißt das Kernstück der 2250 Hektar Wald in der Nähe von Neuruppin. In dieser Gegend begann Theodor Fontane seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Vielleicht hat er das Buchenhaus gesehen, vielleicht auch nicht. Es ist kein ganz besonderer, einmaliger Wald. Und doch gehört er zu einer besonderen Geschichte. Denn die Existenz der Brandenburgischen Wälder ist gar nicht so selbstverständlich, wie es scheinen mag. Wenn Enno Rosenthal von seinem Wald spricht, sehen wir nicht nur die Macht des Waldes, sondern auch seine unsichere Naturgrundlage. Die Böden sind hier oft sandig und arm, das Klima trocken, da haben die Bäume ihre Schwierigkeiten. Die Kiefer kommt recht gut klar, aber sie verdunstet viel Wasser und ist anfällig gegen Brand. Da ist die Buche besser, aber sie braucht eine höhere Bodenqualität und muss als junger Spross gegen den Verbiß des Wildes geschützt werden. So ist die Forstkultur eine Kombinationskunst: Neben dichten Kiefernabteilungen ist Platz für das Heranwachsen von Buchen geschaffen worden. Dann gibt es Abteilungen, in denen man die Vermehrung der Buchen bremsen muss, damit sie anderen Arten nicht das Licht nehmen. Der Waldbau kann nicht die verschiedenen Baumarten neu erfinden, aber sie kann sie besser arrangieren. Die Kiefer, die in manch grüner Globalkritik als böser Baum gilt, spielt oft eine Pionierrolle und verbessert die Sandböden durch eine erste Humusschicht. Eine „betriebs-sichere Art“ nennt Herr Rosenthal das und sagt doch zugleich, dass die Buche die „Mutter des Waldes“ ist. Doch darf diese Mutter nicht zu dominant werden. Eine Monokultur tut dem Wald nicht gut, denn keine Art ist von der Schöpfung zum Alleskönner ausgestattet. Also eine möglichst große Artenvielfalt? Keineswegs, die Forstleute arbeiten mit Mehrheits- und Minderheitsarten. Sie kombinieren Buche und Kiefer oder sie sprengeln in Buchenabteilungen

einzelne Migrantenarten wie Eichen oder Douglasien ein. Nicht ein abstraktes Multikulti macht einen guten Wald, sondern begrenzte Mischungen.

Die Arbeit der Zivilisation...

Je genauer man hinschaut, umso mehr zeigen sich im Buchenhaus die Spuren ordnender Ideen und Hände. Da markiert ein rotes Zeichen einen zu schlagenden Baum oder ein Zaun schützt die jungen Laubbäume. An anderer Stelle ist, fast unmerklich, der Boden von Kleinbewuchs und Laub befreit („verwundet“) worden, damit die Baumsamen ihre Erde finden können. Und wo wir nur Bäume sehen, sieht der Förster eine Trasse („Rückegasse“) für den Holztransport. Im Buchenhaus ist der Förster übrigens eine Försterin: Sandra Jeremiasch ist die ordnende Hand, die für die Fortbetriebsgemeinschaft die verschiedenen Arbeiten, die oft von externen Unternehmen verrichtet werden, koordiniert. Die Planung der Pflanzungen und des Holzeinschlags, die Vorbereitung der Flächen und Wege, die Zaunreparaturen, die Beobachtung der Baumbestände, die diskrete Steuerung der verschiedenen Waldnutzer vom Wild bis zum Spaziergänger. Die meiste Arbeit gibt es zu Beginn des Frühjahrs, wenn der winterliche Holzeinschlag noch andauert und zugleich die Neuanpflanzungen stattfinden. In diesem Jahr häufte sich alles besonders, wegen des vielen Schnees im Winter, besonders stark, da war Samstagsarbeit die Regel. Jetzt besorgen die Bäume selber ihren Bau, aber zu tun gibt trotzdem noch genug.

Unser Bild des Waldes verändert sich. So, wie er vor uns steht, ist er keine „reine“ Natur, kein Urwald. Der Mensch hat ihn umgebaut und nicht zum Schlechteren. Die ursprüngliche Schöpfung ist nicht schon die beste aller Welten, sondern enthält manche Halbheit und Herausforderung. Der Wald ist zum Ort der Arbeit geworden, zu einem Teil der bürgerlichen Welt. Er ist heute nicht mehr die wilde Gegenwelt zur Zivilisation, in der rohe, dunkle Kräfte walten – ganz ähnlich, wie es heute für andere Gegenwelten – das Meer, die Nacht – gilt. Wir kultivieren die Natur und wir entdecken in der Natur auch Keime der Kultur. Bäume sind kunstvolle Pumpwerke zwischen Boden und Licht. Sie haben ein aufwendiges, hölzernes Anlagevermögen, sie sind die Kapitalisten der Vegetation. Das hilft der menschlichen Waldwirtschaft und schränkt sie zugleich ein: Sie kann ihre Produkte nicht so direkt gewinnen wie der Ackerbau. Der Gewinn eines Hektars Wald beträgt im Durchschnitt weniger als ein Zehntel eines Hektars Ackerfläche. Daher musste die Bürgergesellschaft erst lernen, mit der langsamen Holznatur zu leben.

...geht nicht auf Kosten des Waldes

Die moderne Geschichte der brandenburgischen Wälder hat erst spät begonnen. Der Tief- und Startpunkt war vor 200 Jahren. Damals war die Landschaft weitgehend waldlos, die Böden ohne Halt, mit dürrtigem Bewuchs und vereinzelt Restbäumen. Die schon von Natur aus prekären Wäldern hatten dem immensen Holzbedarf von Mittelalter und früher Neuzeit nicht standgehalten. Ob es damals unser „Buchenhaus“ überhaupt gab, ist fraglich. Wahrscheinlicher ist, dass es erst im Zuge der preußischen Aufforstungen im 19. Jahrhundert entstand. Eine Neubildung also, trotz des so urtümlichen Aussehens mancher Bäume. Als Theodor Fontane 1862 seine „Wanderungen“ schrieb, bewegte er sich nicht in den Resten eines brandenburgischen Urwaldes, sondern in Neuanpflanzungen einer Zeit, die erstmals gelernt hatte, Wälder systematisch heranzuziehen – und die mit Steinkohle und Eisenbau ihren Holzverbrauch gesenkt hatte. Heute kritisiert man gerne, dass die Aufforstung nur mit Kiefer und

Fichte geschah, aber das eigentlich Bemerkenswerte ist, dass überhaupt aufgeforstet wurde. Was früher Jahrhunderte nicht geschafft hatten, gelang ausgerechnet im Jahrhundert der rauchenden Schloten. Mit der Industrie war endlich auch Kapital für den Wald da.

Dieser Neuanfang erwies sich als durchaus nachhaltig. Quer durch alle Umwälzungen und Kriegszerstörungen hat sich der Trend zum Waldaufbau bis heute gehalten. Seit nunmehr 200 Jahren nimmt die Waldfläche in Brandenburg, wie in Deutschland insgesamt, wieder zu. Heute hat Deutschland – nicht Finnland oder Schweden – die größten Holzvorräte in Europa. Mehr als 2 Millionen Bürger besitzen ein Stück Wald, der Wert hat sich stark erhöht. In den letzten Jahrzehnten häufen sich die Innovationen. Neue Mischkulturen sorgen dafür, dass unsere Wälder weniger monoton sind als vor 40 Jahren. Zugleich erlebt Holz als Werk- und Brennstoff eine Renaissance. Die Fähigkeit zur CO₂-Bindung und Klimastabilisierung wertet den Wald auf. Aus der Wasserversorgung und dem Fremdenverkehr fließen Mittel in seine Pflege. Man muss also nicht ein Zurück in eine „gute alte Zeit“ des Waldes beschwören, sondern kann von einer neuen Zeit sprechen, in der der Wald mehr Respekt und Aufmerksamkeit findet. Hier entsteht auch eine neue Ökologie, die mit dem lauten Alarm der Protestbewegungen wenig zu tun hat. Es geht auch nicht um Projekte, die mit fremdem Fördergeld auf Zeit finanziert werden. Vielmehr werden aus beharrlicher Arbeit und langfristigen Investitionen dauerhafte Orte geschaffen – trotz der niedrigen Erträge des Waldes.

Die Waldbesitzer widerlegen ein gängiges Vorurteil gegen die Marktwirtschaft. Sie zeigen ganz praktisch, dass Marktwirtschaft nicht nur für Höchstprofite da ist, sondern gerade in schwierigen Lagen die beste Lösung ist. So wird ein wichtiges Stück Umwelt in die Bürgergesellschaft aufgenommen. Der deutsche Wald hat Bürgerrecht bekommen.

Die neuen Waldbauern und Waldbürger

Das Buchenhaus bei Neuruppin hat sich belebt und gefüllt. Es ist in den letzten 20 Jahren ein betriebsamer Ort geworden. Man kann dort alle möglichen Leute treffen: Spaziergänger und Jäger, Jogger und Biker, Naturkundler und Umweltberater, Schulklassen und Jugendcliquen, Waldarbeiter und Einkäufer der Holzindustrie. Und eben auch die privaten Eigentümer. Die Forstbetriebsgemeinschaft ist ein Zusammenschluss von 282 „Waldbauern“. Da ihr Besitz jeweils sehr klein ist, können sie den Aufwand der Bewirtschaftung nur gemeinsam tragen. Bauern im vollen Sinn sind sie nicht. Sie wohnen oft entfernt und haben die verschiedensten Berufe. Der Wald ist Nebenerwerb und auch Herzensangelegenheit. Man kann Eigentümer beim Holz sammeln für den eigenen Kamin treffen, bei Veranstaltungen der Forstbetriebsgemeinschaft oder schlicht bei einem Spaziergang durch „ihren“ Wald – wobei auch im Privatwald die Wege, nach Waldgesetz, für jedermann offenstehen. Viele Mitglieder der Forstbetriebsgemeinschaft sind „stolz auf ihren Wald“, sagt Enno Rosenthal. Diese neue Bürgerkultur im Buchenhaus ist umso bemerkenswerter, als hier noch vor 20 Jahren alles in Händen des SED-Staates lag. Erst hatte man den Großgrundbesitz enteignet und den landarmen Bauern überschrieben, dann wurde dies Eigentum zwangskollektiviert und landete de facto bei den Funktionären. Nach der Wende stellten viele Bürger erstaunt fest, dass sie in den Grundbüchern mit einem Waldstück standen, auf das sie über Jahrzehnte nicht den geringsten Zugriff hatten. So begann nach der Wende eine Renaissance des bürgerlichen Eigentums.

Heute sind die Treffen der Eigentümergemeinschaft recht gut besucht. Vertrackte Probleme wie die Umlegung von Parzellen wurden bewältigt. Man kämpft darum, als Interessenvertretung wirklich anerkannt zu werden und sieht in den starken Gemeinschaften in Süddeutschland ein Vorbild. Sorge bereitet die Generationenfolge - welche jüngeren Leute werden das

Buchenhaus einmal übernehmen? Doch gibt es im Grunde keinen Anlass für Pessimismus. Das Buchenhaus ist heute so artenreich, bedeutungsvoll und betriebsam wie nie zuvor in seiner Geschichte. Es wird neue Kräfte anziehen. Der deutsche Wald steht nicht mehr schwarz und schweigt. Er schreibt – fernab von Stadt und (Agrar-)Land – eine Erfolgsgeschichte, die auf ihre Entdeckung wartet.

(Manuskript vom 20.6.2010, erschienen als Essay in der Tageszeitung „Die Welt“ am 5.7.2010 unter der Überschrift „Im Wald der Ideen“)